

Mir zuliebe.

Roman von Erik Strömberg.

33. Fortsetzung und Schluss.

„Liebe Frau Doktor, ich habe eine Nachricht bekommen, von der ich im Zweifel bin, ob ich sie Ihnen mitteilen soll. Vielleicht ist es besser, ich sage sie zuerst Ihnen: Senta Westendorfs Verlobung ist zurückgegangen.“

„Mit einem Kuss blieb Frau Lauterbach stehen.“

„Oh, wirklich — wirklich? Woher wissen Sie es denn, liebe Gertrud?“

„Ich bekam heute zwei Briefe aus dem Rudolfiner-Haus, den einen von der Direktion, worin man mir mitteilt, daß ich auf eine Anstellung dort rechnen kann, den anderen von einer Kollegin, die seinerzeit mit mir den Kursus machte. Sie teilt mir mit, Senta Westendorfs sei, nachdem ihre Verlobung aufgelöst wurde, die Hofrätin mit Bekannten nach Kopenhagen reise, als Hospitantin, eingezeichnet und wolle den Pflegerinnenkursus absolvieren.“

„Senta Westendorfs?“ Die alte Frau starrte Gertrud ungläubig an. Gertrud nickte.

„Das ist sehr merkwürdig, nicht wahr? Ich konnte es anfangs kaum fassen, denn Senta, wie ich sie kannte — aber ein Irrtum ist wohl ausgeschlossen, dazu kenne man Senta Westendorfs zu genau dort. Nun fragt sich nur, ob man —“

„Nein, sagen Sie ihm nichts,“ fiel Frau Lauterbach häufig ein, „er würde eine abnormale Enttäuschung ja nicht mehr ertragen. Man muß doch erst wissen!“

Sie hatte einige Minuten schweigend zu Boden. Dann drückte sie Gertruds Arm und sah ihr mit naiven Augen in das ruhige, unbewegte Gesicht.

„Gertrud,“ murmelte sie, „die Leute haben unrecht, die behaupten, es gäbe keine Wunder mehr! Daß Sie es gerade heute erfahren und — mir zuerst sagen — oh, wissen Sie was? Ich fahre morgen mit Ihnen nach Wien!“

„Sie — Sie wollten?“

„Ja, gerade ich! Es wird mir hart antommen, aber es ist meine Pflicht!“ Und auf Gertruds erstaunt fragenden Blick senkte sie ein wenig den Kopf und murmelte verlegen: „Nein, es wird mir nicht schwer werden. Ich kann Ihnen das nicht weiter erklären, es ist nur so.“

Die Hauptkassette, die auch Ernst nichts merkt, wird ihm sagen, wir brauchen neue Stühle fürs Wartezimmer — davon war schon öfters die Rede — und daß ich nun die Gelegenheit benutze, wo ich mit Ihnen reisen kann.“

Mit zur völligen Dunkelheit gingen die beiden Frauen im Garten umher, dann eilte Frau Lauterbach in ihr Zimmer, um einige Kleinigkeiten für die Reise zu packen, die am nächsten Morgen angetreten werden sollte.

Mühsam sah Ernst Lauterbach noch nach dem Abendessen im Wohnzimmer und suchte sich vergeblich in eine vor kurzem erst erschienene Broschüre zu vertiefen. Er konnte seine Gedanken nicht fassen.

Es war so tot und im Hause, daß die Stille beängstigend wirkte. Wie in einem Grabe war es. Als er heute heimkam, war ihm das langgestreckte Haus, das einsam mit dunklen Fenstern — Rathi hatte natürlich wieder vergessen, die Lampe beiseite anzustellen — in der regennassen Finsternis dastand, wie ein riesiger, festsitzender Felsen.

Auch der Tag sah es trübsal und unheimlich aus mit seinem verwaschenen, halb entlauchten Hofpavillon, dem hübschen Garten dahinter und dem Staub auf allen Möbeln, den Rathi beharrlich zu entfernen versuchte, seit Mutter sie nicht mehr dazu antrieb.

Das Essen war sehr mangelhaft und nie zur rechten Zeit fertig, die Hemden schief geplatzt, das Stutbenmädchen, eine dicke, gutmütige, aber entschieden ungeschickte Person, die lieber während Frau Lauterbachs Abwesenheit zu kleinen Handreichungen in den Ordinationsstunden herangezogen werden mußte, richtete täglich mehr Schaden an, als sie nützte.

Sie wie die Kinder, die waren auch frei und ehrlich waren — für gewisse Dinge fehlte ihnen jedes Verständnis. So waren sie auch nie zu finden, wenn man ihrer gerade bedurfte.

Meist hielten sie schwach in der Hühnerstall, oder in der Waschküche, oder stöckelnd mit dem Aufsteher, der seine Wohnung neben dem Stall auf dem Hofe hatte.

Raum war das Abendessen dort, so waren sie sich in ihre Kammer zurück und überließen den Herren des Hauses völlig sich selbst.

Draußen regnete es seit acht Tagen fast ununterbrochen, und eine winterliche Kälte hatte rasch die letzten Spuren des Sommers vertrieben.

Erst, der im Grunde eine mehr spontanisch angelegte Natur war, hatte nie viel Gewicht auf Bequemlichkeit gelegt.

Jetzt, wo er oft noch langen Fahrten über Land durchquerte und frierend heimkam, empfand er zum ersten Male wieder die Beklagtheit, die eine Frauenhand verleiht, in das Heim des Mannes tragen konnte.

Wie wäre das anders, wenn Mutter hier weilte! Schon dem weitem würde ihn dann traulicher Lichtschein aus den Fenstern grüßen, der Tisch wäre zierlich gedeckt, der Teeeffel summt, Hauskühle und trockene Kleider lägen bereit, und während er sich bequem machte, plauderte eine warme, gute Stimme all die Einsamkeit und Stille hinweg, die sich jetzt so erdrückend dreimachte rings um . . .

Statt dessen war sie nun schon fast vierzehn Tage fort. Braucht man wirklich so lange, um ein paar Stühle einzukaufen? Freilich, sie wollte auch Matratzen kaufen und eine neue Wogende und Gott weiß, was noch. Er verstand nichts von solchen Dingen. Vielleicht war es ja wirklich nötig, daß sie so lange fortbliebe.

Eines allerdings fiel ihm täglich schwerer auf die Seele, die Frage, warum die Mutter sich so plötzlich entschloß, nach Wien zu reisen. Sie war sonst etwas umständlich und schwerfällig in ihren Entschlüssen, und es war gleich nach jener traurigen Erklärung gewesen, die, für den Augenblick wenigstens, eine Art Entfremdung zwischen ihnen bewirkte hatte.

Gertrud, er künzte ihr nicht, denn er wollte wohl, sie handelte so als übergrößer, überreicher Mutterliebe. Er wollte alles verstehen. Das hatte er ihr ja auch gesagt. Aber er konnte es trotz aller guten Vorurteile nicht hindern, daß tags darauf sein Blick unwillkürlich zu den ihren rief, daß er einem Kleinen mit ihr auswich und bei den Mägenheiten taumelte ein Wort über die Lippen brachte.

ten Spuren des Sommers vertrieben.

Erst, der im Grunde eine mehr spontanisch angelegte Natur war, hatte nie viel Gewicht auf Bequemlichkeit gelegt.

Jetzt, wo er oft noch langen Fahrten über Land durchquerte und frierend heimkam, empfand er zum ersten Male wieder die Beklagtheit, die eine Frauenhand verleiht, in das Heim des Mannes tragen konnte.

Wie wäre das anders, wenn Mutter hier weilte! Schon dem weitem würde ihn dann traulicher Lichtschein aus den Fenstern grüßen, der Tisch wäre zierlich gedeckt, der Teeeffel summt, Hauskühle und trockene Kleider lägen bereit, und während er sich bequem machte, plauderte eine warme, gute Stimme all die Einsamkeit und Stille hinweg, die sich jetzt so erdrückend dreimachte rings um . . .

Statt dessen war sie nun schon fast vierzehn Tage fort. Braucht man wirklich so lange, um ein paar Stühle einzukaufen? Freilich, sie wollte auch Matratzen kaufen und eine neue Wogende und Gott weiß, was noch. Er verstand nichts von solchen Dingen. Vielleicht war es ja wirklich nötig, daß sie so lange fortbliebe.

Eines allerdings fiel ihm täglich schwerer auf die Seele, die Frage, warum die Mutter sich so plötzlich entschloß, nach Wien zu reisen. Sie war sonst etwas umständlich und schwerfällig in ihren Entschlüssen, und es war gleich nach jener traurigen Erklärung gewesen, die, für den Augenblick wenigstens, eine Art Entfremdung zwischen ihnen bewirkte hatte.

Gertrud, er künzte ihr nicht, denn er wollte wohl, sie handelte so als übergrößer, überreicher Mutterliebe. Er wollte alles verstehen. Das hatte er ihr ja auch gesagt. Aber er konnte es trotz aller guten Vorurteile nicht hindern, daß tags darauf sein Blick unwillkürlich zu den ihren rief, daß er einem Kleinen mit ihr auswich und bei den Mägenheiten taumelte ein Wort über die Lippen brachte.

Das würde ja in wenigen Tagen vorübergegangen sein. Nur Zeit lassen hätte sie ihm müssen, daß die jah aufgerissenen Wunden sich wieder schließen konnten.

Aber Rathi zu begreifen, daß er eben jetzt doppelte Liebe nötig habe, war für sie fortgegangen, gekränkt vielleicht, ungeduldig, mühsam.

Es war der erste Zug in ihrem Leben, den er nicht begriff. Später begriff er noch manches andere nicht: daß sie so lange fort blieb, kaum fragte, wie es daheim ginge, und ob er wohl halbwegs gut verlorst sei. Daß sie bis jetzt nur flüchtige Karten geschrieben hatte, Karten, die ihn, wenn er endlich sein wollte, eigentlich stets schmerzhaft berührten . . .

Denn es war ein heiterer, oberflächlicher Ton darin und keine Spur, nicht die leiseste Anspielung auf das, was erschütternd zwischen ihnen lag.

Sie machte Einkäufe und Besellungen mit Emma, begleitete das Brautpaar dahin und dorthin, schien entzückt von Wien, „das sie jetzt erst einmal so recht kennen lernen“, und erwählte gelegentlich, „daß es noch eine Menge zu ordnen und abzuwarten gäbe.“

Von Heimkehr schrieb sie nichts. Er aber dachte in seiner Einsamkeit bitter: „Sie hat mir alles genommen, und nun nimmt sie mir auch sich selbst!“

Und das Haus, dessen Besitz er einst schneidig angestrebt hatte, der Ort, den er Senta mit liebevoller Zärtlichkeit beschrieb, die Zärtlichkeit, die er darin als beglückende Lebensaufgabe vor sich gesehen, alles dünkte ihm plötzlich unfähig, schal, nüchtern und zuecklos.

Dann suchte er sich auf diesen Gedanken herauszureißen. Er nahm die Broschüre wieder auf und gab sich zu konzentrieren.

Aber auch das gelang nicht. Es war eine Abhandlung Doktor Robins über dessen neuentdecktes Verfahren.

Dabei stieg vor Ernst Lauterbachs Augen unwillkürlich das Bild Westendorfs auf. War nicht schließlich alles gekommen, wie er stets dunkel gerahmt hatte, wie es kommen mußte? Der Götze, der ihn zum Streber gemacht, hatte ihn zuletzt verleitet, nach fremdem Vorbild zu greifen, und wenn der Tod ihn nicht rechtzeitig ereilt hätte, was wäre sein Los geworden? Daß man mit Fingern auf ihn wies, oder daß er mit eigener Hand tat, was ein gnädiges Schicksal ihm nun erspart hatte, zu vollbringen.

Damals, an jenem Abend, wo er so stolz in seinem Hause erschien und das Eintreffen der Großfürstin verkündete, hatte sein Stern sich zum Niedergang gewendet.

Der Tod Frau Sandrins, den er anfangs so leicht nahm, war doch

Metetel gewesen, das eine unstillbare Hand an die Wand schrie.

Er hatte die Schrift nicht verstanden. Sie hatten viel gesprochen in Wien, als er starb. Mutter hatte es Lauterbach geschrieben, und auch, daß trotz des ungewissenartigen ärglichen Befandes, der Herzschlag festhielt, viele es sich doch nicht ausreden ließen. Westendorfs habe mit eigener Hand sein Leben beendet, weil er keinen Ausweg mehr sah nach den Schritten, die Doktor Robins gegen ihn eingelegt hatte.

Nun war er schon seit Monaten tot. Aber sein Geist — dieser unheimliche Geist des Strebers — lebte ja weiter in manchen, denen er Vorbild gewesen.

Und einer davon war Sandrins, in dessen Haus Senta Westendorfs Glück lag . . .

Sei es fiesig als Lauterbach zu Kopf. Mit einem dumpfen Stöhnen schob er Robins Abhandlung von sich und stand auf. Nein — nicht denken, nicht zurück, nicht vorwärts . . .

Schlafen war das Beste. Im Schlaf vergah man und sammelte Kräfte für das Morgen, das ja doch ertragen werden mußte, wie trostlos es auch sein mochte.

Dahin bog er sich zu Bett.

Als Lauterbach am anderen Morgen nach der Ordination eben im Begriff stand, ein Burenmädchen zu bestellen, mit dem man ihn zu einem Kranken ins Gebirge holen gekommen war, brachte der St. Oswalder Postbote eine Depesche.

Sie war von Frau Lauterbach und lautete: „Komme heute mittag an. Bitte, Wagen zur Bahn.“

Rathi rief er eine der Mägde und gab ihr die nötigen Weisungen. „Und sorgen Sie dafür, daß der Aufseher ja rechtzeitig von hier abfährt! Der Zug kommt um 11 Uhr 50 Minuten. Meiner Mutter melden Sie, daß ich sie leider nicht selbst erwarten konnte, da man mich nach St. Egidien holte. Vor Abend werde ich kaum zurück sein können.“

Den ganzen Tag über dachte er nur an die Heimkehr und das Wiedersehen mit der Mutter.

Seine düstere Stimmung vom Abend zuvor war verfliegen. Nein, er wollte nicht schwach und kleinmütig werden! Jetzt, wo er wieder einen Menschen neben sich hatte, den er liebte, würde alles besser werden . . .

Und als er dann abends ziemlich spät endlich seinem Hause zuzufuhr und schon dem weitem den lang vermissten, traulichen Lichtschein aus den Fenstern strahlen sah, wußte seine zwiespältige Stimmung fast zu einer Zuckung.

Oh, wie war schon das so anders, als die Tage vorher! Kein Niefenstopp mehr, ein Heim grüßte ihn wieder.

Im halbdunklen Flur schlangen sich zwei glitzernde Arme um seinen Hals. „Mein Junge, mein Lieber, lieber Junge!“ stammelte Mutterzens Stimme, und war so tief bewegt, daß es ihn heiß überließ und alles, was er noch an Bitterkeit verschwiegen in sich getragen hatte, in nichts zerfiel.

Ein starker Arm preßte sie fest an sich, als er mit einem tiefen Atemzug sagte: „O Mutter, Gottlob, daß du endlich wieder hier bist! Viel länger hätte ich es wirklich ohne dich nicht ausgehalten.“

Dann wollte er mit ihr zur Treppe schreiben. „Nun mußt du mir aber erzählen! Gerngott, wie freue ich mich darauf! Ganz genau mußt du mir jede Kleinigkeit erzählen.“

„Natürlich! Du — und ich hab’ die freudlich viel zu erzählen! Augen wirst du machen, Junge! Aber jetzt — jetzt mußt du mich erst noch mal in die Küche lassen. Da steht’s nämlich auf.“ Die Rathi — na, gleich nur hinauf einsteilen und laß dir’s noch sein. Die — die neuen Stühle stehen auch schon oben.“

„Doch ich nicht mit dir?“

„Ich benötige Männer können wir nicht brauchen in der Küche,“ lachte sie. „Das wäre noch schöner, wenn du unter die Topfpfänder gehen wolltest! Geh! nur, ich komme gleich nach!“

Langsam stieg er die Treppe, die unter seinen hohen Wasserpfählen trachte, hinauf und öffnete die Wohnungstür. Da sah es freilich anders aus, als die Tage bisher.

Über die alten, bequemen Möbel und den mit blendend weißem Damast gedeckten Tisch ergoß sich das milde Licht der Hängelampe bis in die Ecken des Gemachs.

Mitten auf dem Tisch stand ein Strauß bunten Herbstblaus. Und dort, am großen, weißen Kachelofen, wo Mutter’s Lehnstuhl stand, da — wie angewurzelt blieb er plötzlich mitten im Zimmer stehen. War das eine Vision?

Aus dem Lehnstuhl hatte sich eine schlanke Gestalt erhoben und kam mit ausgebreiteten Armen und leuchtenden Augen auf ihn zu.

„Senta!“ schrie er fassungslos. Da lag sie auch schon mit stürmischem Jubel auf seiner Brust und stammelte, sinnlos vor Glück: „Magst du mich denn wirklich noch? Die Mutter behauptet’s, und sie hat mich ge-

holl. O Gott, wie war sie gut zu mir, wie war sie gut! Und sie will mich ja nicht mehr verlassen!“

Das letzte kam schüchtern, fast bang über Senta’s Lippen.

Er aber konnte nicht antworten. Mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit blickte er unverwandt nieder in die geliebten, dunklen Augen, während seine Arme den schlanken Mädchenleib so fest an sich drückten, daß ihm fast der Atem ausging.

Eine heilige Stille umgab sie. Sie brauchten nicht zu sprechen. Hätte all die Worte der Welt hätten ausbrüllen können, lassen sie einander aus den Augen, in denen all der Jammer, all das Glück und all die Liebe geschrieben stand, die in diesen ersten Minuten schweigender Verbundenheit traumgleich an ihnen vorüberzogen.

Und sie schritten erst auf, als Frau Lauterbachs Stimme lachend neben ihnen sagte: „Na, Gottlob, die neuen Stühle scheinen ja nach deinem Geschmack zu sein! Aber weilt du, im Rudolfiner-Haus haben sie, wie mir nicht gleich abfallen wollen; darum hat’s so lange gedauert.“

„Mutter,“ jauchzte er, die alle Frau in die Umarmung mit hineinziehend, „was hast du mir gegeben — was hast du mir gegeben!“

„Nun was ich dir nahm,“ stricherte Junge: das Glück deines Lebens! Nicht mir aufsehe sollst du irgend etwas entnehmen; wir beide —“ sie streichelte mütterlich-zärtlich Senta’s Wangen — „haben ja nur den einen Wunsch: dir zuliebe zu leben!“

„Ich hab’ früher unrecht getan, deiner kleinen Braut, aber daß auf, wenn sie erst deine Frau ist, mach’ ich’s wieder gut.“

Senta drückte ihren Kopf an die Brust der alten Frau.

„Das hast du ja schon, Mama! Taufendmal hast du zugemacht an uns, was deine Liebe dirselbst fehlte.“ Ende.

Der Vice-Adjutant.

Militär-Humorale von C. v. Briefen.

Lieutenant von Blenheim war ein äußerst tüchtiger Offizier, der sich nicht allein der Zuneigung seiner Kameraden, sondern auch der Wertschätzung der Vorgesetzten in hohem Maße erfreute, aber — es hat ihm ein Fehler an, der für seine Karriere von nachteiligstem Einfluß sein mußte. Er hatte nämlich noch nie auf dem Rücken eines Pferdes gesessen; eine schier unüberwindliche Scheu schien ihn zurückzuhalten, obwohl es ihm keineswegs an Courage fehlte, seine gesunden Gliedmaßen einem unbedingten Zier anzuvertrauen.

Und er mußte sich doch selbst sagen, daß er ohne Reiten nicht einmal Hauptmann werden könne.

Eines Tages ließ ihn sein Bataillonskommandeur, Major von Jagolin, rufen und teilte ihm mit, daß er ausreisen sei, dessen für mehrere Monate beurlaubten Adjutanten zu vertreten. „Es hopert,“ meinte der freundliche Major, „bei Ihnen mit der Reiterei, aber in der Zeit der Vertretung finden voraussichtlich keine Übungen statt, bei denen Sie dienlich in den Sattel steigen müssen. Lieberbleib Sie während dieser Wogenzeit die beste Gelegenheit, mal einen Gaul zu erlernen. Ich werde Ihnen zu dem Zwecke meinen alten Fuchs zur Verfügung stellen, der ist lammfromm und vernünftig, und auf ihm wird Ihre Freund, der Regimentsadjutant, mit dem ich Sie verabschiedet schon gesprochen habe, Sie zum Reiten sonder Furcht und Zadel ausbilden.“

Blenheim, dem bei den Worten seines Vorgesetzten anfangs ein gelinder Schrecken in die Glieder gefahren war, beruhigte sich bald, als er hörte, daß nicht der feurige Rapppe des Adjutanten, sondern das gutmütige Füchlein des Chefs ihm als Leibkavalier dienen sollte.

Mit Walden, seinem nunmehrigen Reitlehrer, setzte sich der „Vize“ sofort in Verbindung, und nach vierzehntägigem Drill zu Pferde hatte sich Blenheim schon so viel einge-schuldet und Haltung im Sattel angeeignet, daß sein Lehmeister es für angebracht hielt, ihm einen einsamen Spazierritt ins freie vorkuschlagen.

So ging es denn am nächsten Morgen hinaus in den bunten Wald, der sich nicht weit von der Stadt ausdehnte. Es wurden die verschiedenen Gangarten durchprobiert, und es zeigte sich dabei, daß man mit den bisherigen Refusiten recht zufrieden sein dürfte. Nur wollte der alte Stabsoffiziersgaul, der wohl merken mochte, daß ein Anfänger auf ihm thronete, nicht immer dessen Zügel- und Schenkelfeilen parieren. Er suchte seinen eigenen Kopf durchzusetzen und gab von seiner eigenartigen Sinnesart auch bald eine Probe.

Man hatte nach einiger Zeit einen mit Heu beladenen Wagen eingeklopft, und um an diesem auf dem nur schmalen Wege vorbeizukommen, mußten die Reiter ihre Köpfe hinter-sich lassen. Walden lenkte sein Tier zur Seite, in der Annahme, daß sein Freund ihm folgen werde. Dieser hatte auch für seine Person

den besten Willen, dies zu tun, sich

hierbei jedoch auf unbedingten Widerspruch des Fuchses. Diesem mochte der herrliche Duft des frischen Heus veranlassen, in die Nase zu stecken, daß er alsbald in das ledere Futterloch stieß und mit innigem Wohlbehagen zu schnaufen begann, das Zerrn seines Herrn völlig unbeschadet lassend.

Blenheim mußte sich ab, den Widerstand zum Gehorsam zu bringen, es half nichts; der Fuchs schritt gemächlich hinter dem Wagen her und kante ruhig weiter.

Während dieses etwas peinlichen Intermezzos hatte Walden seinen Braunen ordentlich ausreizen lassen, in der Erwartung, daß sein Schüler ihn schon einholen werde. Nach geraumer Weile erst sah er sich nach diesem um und war verwundert, als er seiner nitigens arbeitsch wurde. Schleunigst machte er kehrt, „preßte“ am Heumagaz vor und wäre vor Lachen fast vom Pferde gefallen, als er den Freund in halber Verzweiflung auf dem Fuchse hängen sah, der nach wie vor der Übung oblag.

„Der Mensch,“ rief er, „find das die größte meines Unterrichts, daß du dich zum Spielball der Launen eines Vierfüßlers machst! Woher ihm doch die Eßen in die Weichen und greif! meinetwegen an den Sattelknopf, aber fort mußst du von dem Wagen, sonst kommt du dem Bauern nach das ganze Zeu bezahlen.“ Auf diese Ermahnung hin ließ Blenheim mit ungeschicktem Kraft zu, der Fuchs bekam einen gewaltigen Schreck und machte einen mächtigen Satz nach der linken Seite, während auf der anderen Blenheim in den Sand ta-gelte.

„Nun,“ meinte Walden trocken, „Scheiß muß jeder bezahlen. Du bist übrigens recht glimpflich fortgekommen, denn da unten liegt es sich, wie es scheint, ganz leicht.“

Blenheim schnitt ein etwas sauer-füßes Gesicht, befaßte seine Glieder, schaute seine Sacken an und bestieg dann wieder das Fuch, welches nach seiner Helantat ruhig stehen geblieben war. Der Vorfall gab Blenheim die Verhe, daß er vorläufig alle Heu-magaz zu meiden habe, bis er eine größere Vollkommenheit in der Kunst des Reitens erlangt. Die beiden Reiter bogen in einen anderen Wald ein und kehrten nach einigen Stunden, ziemlich befriedigt von dem ersten Ausflug, in die Garnison zurück.

Man trennte sich mit der ausgesprochenen Absicht, nach jezt an täglich solche Exkursionen zu unternehmen.

Schon mehrere Spazierritte waren ohne Zwischenfälle verlaufen, und Blenheim fand von Tag zu Tag mehr Gefallen an der eben Aufgabe des Pferdehandlings, wenngleich er sich ausgehnt, daß seine Herrschaft über das Fuch noch manches zu wünschen übrig lasse.

Eines Tages hatten die beiden Freunde eine kleine Rekognoszierungstour gemacht und kehrten auf einem Wege zurück, der an der Hauptwache vorbeiführte. Kaum wurde man dieser anfichtig, so bemächtigte sich eine gewisse Unruhe des alten Fuchses, er fing an zu tänzeln, taute am Gehß, und ehe Blenheim es sich verfaß, legte er sich in Sattelgabel und stürzte gegen den Posten der Gerechtigkeit an. Sein Reiter, der aus Leibkavalier-tum aus dem Fuch zurückzuführen, kam sich in diesem Augenblick recht ungeschicklich vor; denn wie seinerzeit am Heumagaz, setzte der Gaul auch jetzt seinen Willen durch. Am Posten angelangt, fiel das Tier von selbst in Schritt und ging gräuslich an den Gerechtigkeitstempel entlang, offenbar verwundert, daß die Waage nicht herausgerufen worden war. Nachdem der Gaul die Inspektion beendet hatte, trotzte er in aller Gemütsruhe wieder hinüber auf die Straße, wo Walden hielt. „Du,“ rief er Blenheim zu, „der alte Fuchs hat jedenfalls angenommen, sein wirklicher Besitzer fäße im Sattel, der als Offizier du jour seine Runde mache.“

„Das wird stimmen,“ meinte Blenheim, „das wäre somit das meiste Objekt, vor dem ich mich auf meinen Kitten in Äkt zu nehmen habe.“

Der Major freute sich, daß Blenheim die Scheu vor dem unvernünftigen Tier so bald verloren hatte und recht anerkenntes Fortschritte in der Reiterei machte.

Bei der Parole sagte er eines Tages zu seinem Vize: „Hören Sie mal, Sie sind jetzt schon so weit, um mich zu Pferde ins Terrain begleiten zu können. Gehen Sie mich morgen früh 6 Uhr ab, wir wollen uns mal die Feldübungen der Kompagnien ansehen.“

Blenheim fühlte sich natürlich sehr gehoben durch den lobenden Ausdruck des Vorgesetzten und freute sich auf den ersten dienstlichen Ritt, der ihm bevorstand.

Zur festgelegten Zeit machte man sich am folgenden Tage auf ins Gelände, wo die Kompagnien an verschiedenen Punkten selbständig operierten. Der Major prüfte Blenheim in allen Gangarten und fandte ihn schließlich mit einem Auftrage an die entfernteste Übungs-Abteilung, die man des künftigen Terrains und eines da-

zwischen liegenden Waldes wegen

nicht sehen konnte.

Die Trennung von seinem Stallge-fährten pökte aber dem alten Fuchs durchaus nicht und er bestand darauf, zu bleiben. Nachdem sich Blenheim vergeblich bemüht, den Reiter anderen Sinnes zu machen, wandte der Major die Reitpeitsche an, mit der er dem Störtschen einige wohlgezielte Hiebe zuteil werden ließ. Das half, und in gestrecktem Galopp sauste er von dannen.

Nachdem Blenheim schon längs aus dem Gesichtskreis des Majors gekommen war, hielt er plötzlich auf einen recht tiefen Graben. Wollte er seinen Auftrag ausrichten, so mußte er hinüber. Gesprungen war er mit dem Fuch bisher noch nicht, er wollte also gar nicht, wie dieser sich bei einer solchen Gelegenheit verhalten würde. Sich recht fest in den Sattel legend, sprengte er zu kurzem Anlauf an, aber wie nicht sprang, war der Fuchs, der kurz vor dem Graben wie angeborzelt stehen blieb und sich weder durch Güte noch Gewalt bewegen ließ, seinen Herrn auf die andere Seite des geringfügigen Defiles zu befördern.

„Himmel und Bomben!“ schrie Blenheim, „das Vieh denkt wohl, wir reiten spazieren!“ Er schaltete ermunternd mit der Zunge und stitzte mit dem Gaul die Weichen. Aber jeder Versuch mißlang, selbst hinüberüberhaken ließ sich der eigenfinnige Fuchs nicht. Dabei verstrich eine Minute nach der anderen. Und hinüber mußte er doch, ob tot oder lebendig.

„Nun, so bleibst du hier, du Ratter,“ schrie der Reitermann schließ-lich, „ich komme auch so hinüber.“ Damit band er den Gaul an ein dünnes Bünnchen, sprang über den Graben und eilte mit Riesenschritten dem Platze zu, wo die betreffende Kompagnie übte.

„Na nu,“ empfing ihn der Hauptmann, „seit wann laufen denn die Adjutanten auf ihren eigenen Stelzen? Gaul ist wohl unpäßig geworden?“

„Da weiterhin am Graben stand so schönes Gras,“ erwiderte Blenheim, „und der Fuchs machte so fehn-lüchtige Augen, daß ich aus purem Mitleid abstieg und ihn dort weiden ließ. Die Bewegung hat mir ganz gut getan.“

„Lieber Blenheim,“ sprach lächelnd der Hauptmann, „ein so mitleidiges Herz habe ich Ihnen gar nicht zugetraut; es will mir fast scheinen, als ob einige Tropfen Blüdhäusensches Blut in Ihren Adern fließen. Nun adieu, der Major wird Sie schon voller Ungeduld erwarten.“

Schleunigst begab sich der „Voten-gänger“ auf den Rückweg. Er hatte berechnet, daß der Fuchs ihm trotz seines Alters in der Sänigkeit leicht merktlich überlegen sei. Jedem-falls würde der Kommandeur ungehalten sein, daß der Auftrag so lange Zeit in Anspruch genommen habe. Als er sich dem fatalen Graben wieder näherte, rief er die Augen weit auf, denn von seinem edlen Kneife war weit und breit nichts zu erblicken.

„Nun, das ist ja eine recht nette Befehrerung,“ dachte Blenheim empört, „womöglich ist der Gaul gestohlen, und ich kann ihn ersehen.“

In offenbar bellomenerer Stimmung schlug der nun völlig zum Fußhauer Degradierte die Richtung ein, in der er auf den Kommandeur stoßen mußte. Ein halbes Stündchen mochte er gegangen sein, als er in der Entfernung den Major auf sich zutreiben sah, und neben ihm lief ganz wohlgenut der Ausreiter, der also wenigstens nicht gestohlen war.

Wenn ihm infolge dieser Wahrnehmung auch eine Last von der Seele fiel, so fühlte er sich doch sehr bedrückt wegen der Blamage, der er unrettbar verfallen war.

„Nun, Blenheim,“ rief ihm der Major schon von weitem in jovialer Weise zu, „es freut mich. Sie noch lebend zu treffen, ich fürchte schon, Ihre Knochen einzeln auflesen und nach Hause tragen zu müssen.“

Inzwischen war der „Vize“ an den Kommandeur heranangeraten und meldete in stammelter Haltung, daß der ihm gemordene Befehl ausgeführt sei.

„Na, und der Sturz hat keinerlei üble Folgen gehabt?“ erkundigte sich der Vorgesetzte voller Teilnahme. „Werden Sie sich nicht frant melden müssen?“

„Nein, Herr Major, ich bin völlig unverletzt, auch nicht abgeworfen, sondern der Fuchs, der eigenfinnig nicht über den Graben springen wollte und daher von mir angebunden und zurückgelassen wurde, ist mit eigenmächtig ausgerückt.“

„Wenn sich die Sache so verhält, bin ich beruhigt,“ mein lieber Blenheim,“ sprach der Major, „ich würde Ihnen aber den Rat geben, Ihren Lehmeister zu ersuchen, das Reiten von Hindernissen bei seinen Unterweisungen nicht zu vergessen.“

Unterdessen hatte Blenheim sich wieder beritten gemacht und folgte seinem Chef, der den Heimweg antrat.

Wenige Tage später fandte der Major zu Blenheim und ließ an-

ihn die Aufforderung ergehen, sich

umgehend bei ihm einzufinden.

„Mein Lieber,“ so empfing ihn der Vorgesetzte, „es ist soeben bekannt gegeben, daß der Divisionskommandeur übermorgen das Regiment auf dem Exerzierplatz inspizieren wird. Ich weiß nun, Sie haben schon mehrere kleine Abenteuer mit meinem Fuchs zu bestehen gehabt, sage mir aber, daß Ihnen solche auf dem erwünschten Plage nicht bevorstehen, da es dort weder Heumagaz noch Hauptwachen und ebensowenig Graben gibt. Daraufhin können Sie ger-trost den Dienst als Adjutant bei der Befichtigung versehen, zur Sicherheit aber wollen wir morgen mal die Sache durchprobieren.“

So geschah es denn auch in der Frühe des nächsten Tages, und das Ding klappte in allen Teilen vor-trefflich. Daß der Major sich schmerzlos den Bart strich.

Der Divisionsführer war eingetroffen und hielt sich auf den Exerzierplatz begeben, wo das Regiment seiner wartete. Die Befichtigung war eine recht gründliche und umfassende, die Leistungen der Truppe aber befriedigend augenscheinlich. Esgellens in hohem Maße, das konnte man aus seinem freundlichen Gesicht ablesen.

Blenheim war seinen Obliegenheiten mit großem „Schneid“ nachgekommen und hielt nach demnigster Übung hinter seinem Bataillon, während der Divisionsführer vor das in Linie aufmarschierte Regiment sprengte und mit Sintonstimmte rief: „Die Herren Stabsoffiziere!“ Raum waren diese Worte verhallt, so nahm der alte Fuchs des „Vize“ die Standarte zwischen die Zähne und bebi-lte vor sich die Fahnenstange, den erschrockenen Träger des Feldzeichens fast